



Bei den Deutschen in Sibirien von Dr. Helmut Anger, Assistent am Geographischen Institut der Universität Königsberg. Der Auslanddeutsche. Jahrgang 10. 1927. Nr. 21. S. 716-717; Der Auslanddeutsche. Jahrgang 10. 1927. Nr. 23. S. 790-793.

1. In den deutschen Dörfern bei Omsk

In ganz Sibirien, einschließlich der Gebiete von Orenburg, Tscheljabinsk und Kasakstans gibt es nach neuester Zählung etwa 109 000 Deutsche in 503 deutschen Siedlungen. Von ihnen lebt die weitaus überwiegende Mehrzahl als Bauern in den Waldsteppen- und Steppengebieten Westsibiriens. Außerdem leben noch Tausende von Deutschen zerstreut in den Städten Sibiriens und einzelne Deutsche unter russischen Bauern bis zum Stillen Ozean hin.

Zum Studium der deutschen Dörfer Sibiriens fuhr ich Anfang August 1926 von Moskau aus nach Osten und begab mich zuerst nach Omsk, denn die meisten deutschen Dörfer liegen in den Okrugs (Bezirken, Provinzen) Omsk und Slawgorod. Von den 503 deutschen Siedlungen des Gesamtgebiets entfallen 337 auf das engere Sibirien (Sibkrai) und von diesen 205 auf den Okrug Omsk und 118 auf den Okrug Slawgorod.

Am 19. August trug mich der geradezu winzige Dampfer des örtlichen Verkehrs von Omsk aus über den gewaltigen Irtysh nach der kleinen Omsker Vorstadt Kulomsino. Dort traf ich unter den vielen Bauern auf dem Markt eine deutsche Bauernfamilie, die im Begriff war, nach ihrem Dorf zurückzukehren. Bald war ich mit dem Bauer handelseinig und fuhr mit. Nach einer Fahrt von etwa 17 Werst über vollständig ebenes Gelände kamen wir im Heimatdorfe dieses Bauern, Friedenstal (Mirnodolino), an. Der Weg führte ununterbrochen über fruchtbare Schwarzerde hin; soweit man blickte, sah man Weizenäcker und Birkenhaine. Als wir in Friedenstal ankamen, waren wir alle ganz grau vor Staub. Wir wuschen uns flüchtig an dem Brunnen auf dem Hofe des Bauern; dann wurde ich sehr freundlich zum Kaffee eingeladen. Der Kaffeetisch wurde des schönen Wetters halber auf den Hof hinausgestellt, und nachdem während der Fahrt der Bruder des Bauern höchst interessant von seinen Erlebnissen im Weltkriege und im Bürgerkriege erzählt hatte, mußte ich nun von Deutschland erzählen. Nach beendeter Mahlzeit fuhr mich der Bauer durch dieselbe Landschaft wie vorher über das deutsche Nachbardorf Jost (Popowka) nach dem großen deutschen Dorf Schilling (Sosnowka), das Rayonzentrum für diese ganze Gegend ist. Die meisten deutschen Dörfer Westsibiriens haben zwei Namen, da während des Weltkrieges die früheren deutschen Namen von der zaristischen Regierung verboten und durch russische ersetzt wurden. Auch jetzt sind die russischen Namen bei den Russen und im Amtsgebrauch üblich; die deutschen Bauern gebrauchen jedoch noch immer die alten deutschen Namen. Während die Bauernhöfe von Friedenstal und Jost weit auseinander liegen, so daß jeder Bauer dort auf seinem Landstück wohnt, lernte ich jetzt in Schilling ein geschlossenes deutsches Dorf kennen: sehr breite gerade Dorfstraßen mit kleinen Häusern in geraden Reihen, die teils aus Lehm, teils aus Holz erbaut waren. Einige Bauten waren auch aus Rasenstücken errichtet; diese sollen besonders warm halten. Nur wenige Bauernhöfe lagen hier außerhalb des Dorfes zwischen den Feldern. Während der Fahrt von Friedenstal hierher hatte es etwas geregnet. Der Staub war dadurch niedergeschlagen worden, aber dafür hatten die Wagenräder mich unaufhörlich mit kleinen schwarzen Erdklumpen bombardiert. Alle drei Dörfer, die ich bisher gesehen hatte, waren lutherisch und ebenso waren alle weiteren deutschen Dörfer, die ich auf meiner dreizehntägigen Reise durch die Omsker Gegend noch kennen lernen sollte, lutherisch. In Schilling

meldete ich mich zunächst bei dem Vorsteher des Dorfes, der meinen Paß durchstudierte und mir dann vorschlug, bei ihm selbst zu übernachten. Noch an demselben Abend lernte ich zwei von den sehr wenigen in Sibirien gebliebenen Kriegsgefangenen kennen: einen Deutschösterreicher aus Kärnten und einen Polen aus Posen. Sie wohnten mit ihren russischen Frauen und ihren Kindern in zwei Zimmern eines kleinen Lehmhauses. Sie waren aber dabei, sich ein neues Haus aus Rasenstücken zu errichten. Der Pole erzählte viel von seinen Erlebnissen im August und September 1914 an der Westfront und der Österreicher vom Bürgerkrieg in Sibirien, den er auf bolschewistischer Seite mitgemacht hatte. Diese beiden Kriegsgefangenen waren die einzigen mit russischen Frauen verheirateten Deutschen, die ich in Sibirien kennen lernte. Die deutschen Bauern in Sibirien heirateten niemals Russinnen.

Am nächsten Tag fuhren mich ein deutscher Bauer und der Österreicher zu den in der Nähe weilenden Kirgisen hinaus, mit denen sie in guten Beziehungen standen. Nach diesem außerordentlich interessanten Ausflug kehrten wir wieder nach Schilling zurück. Bei jeder Ankunft in einem deutschen Dorf stürzten sich dem Ankommenden mehrere Hofhunde mit lautem Gebell entgegen; in Schilling biß mir einer sogar mit großer Energie in den Stiefelschaft, als ich den Hof betrat.

Tags darauf ging die Reise weiter über das russische Dorf Asow, in dem auch einige Deutsche wohnten, nach dem deutschen Dorf Warenburg (Priwalnyj). Es gehört zu den ältesten deutschen Dörfern in Sibirien, denn es ist schon 1894 gegründet worden, während die meisten deutschen Dörfer erst in den letzten Jahren vor dem Weltkriege gegründet wurden. In Priwalnyj konnte ich abends als Zuhörer an einer vollzählig besuchten Gemeindeversammlung teilnehmen, und ich stellte dabei fest, daß hier in verhältnismäßig großer Reinheit der schwäbische Dialekt herrschte, allerdings mit russischen Worten vermischt. In diesem Dorfe gab es auch eine keine nicht schwäbisch sprechende Gemeinde. Sie hatte noch bis 1914 in Deutschland in der Gegend von Itzehoe gelebt und war 1914 nach Sibirien ausgewandert, weil Sibirien die letzte Zuflucht vor dem Antichrist sei. Diese Gemeinde war 13 Köpfe stark und wurde von einem alten Bauern und seiner Frau streng regiert. Sie bildete unter den deutschen Bauern Sibiriens insofern eine sehr seltene Ausnahme, als sie nicht aus dem europäischen Rußland, sondern unmittelbar aus Deutschland hierher gekommen war. Das alte Bauernpaar glaubte fest an den nahe bevorstehenden Weltuntergang und hielt seine Kinder zu eifrigem Singen und Beten an. Dabei war die Wirtschaft dieser Familie die reichste und am besten gehaltene der ganzen Gegend. Zu ihr gehörte ein schöner Blumengarten und ein großer Gemüsegarten. Nur bei den Mennoniten habe ich später in der Slawgoroder Gegend schönere Gärten gesehen. Es werden Wassermelonen und andere Melonen, verschiedene Arten von Rüben, Kürbisse, Flaschenkürbisse, Gurken, Bohnen, Kohlrabi, Himbeeren, Stachelbeeren, Schwarzbeeren, Knoblauch, Mohn, Sonnenblumen, Tomaten und Tabak angepflanzt. Apfel- und Birnbäume aufzuziehen ist hauptsächlich des Klimas wegen fast unmöglich, doch sah ich später in anderen Dörfern vereinzelte Versuche dazu.

Von Warenburg ging die Reise an den weit auseinander liegenden Gehöften des deutschen Dorfes Trubezkoje vorbei nach Alexandrowka. Auch hier überall Birkenhaine und Äcker. Alexandrowka liegt an einem kleinen See und ist das größte deutsche Dorf des ganzen Okrugs Omsk. Es ist auch das älteste, denn es ist schon 1893 gegründet worden. Die Alexandrowker stammen ebenso wie die Warenburger aus dem deutschen Gebiet an der Wolga. Wie alle lutherischen Bauern, die ich in Sibirien kennen lernte, sprachen sie einen süddeutschen Dialekt, mit russischen Worten ziemlich stark durchsetzt; ich konnte aber nicht recht unterscheiden, welcher Dialekt es in Wirklichkeit ist. Alexandrowka zeichnete sich vor den anderen Dörfern dadurch aus, daß es eine Dampfmühle und sogar elektrische Beleuchtung hat. Auch ist das Gebäude des Dorfladens nicht aus Holz oder Lehm, sondern aus Ziegelsteinen gebaut. Abends fuhr ich mit einem Bauernwagen zu den Feldern hinaus. Zuerst ging es über offene Steppe, die als Weide für die Gemeindeherde und für die Pferde und Kamele dient. Dann kamen wir an einem Birkenhain vorbei und zu den Äckern. Es wurde Heu aufgeladen, und der Bauer zeigte mir seine Felder: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Kohlrüben, Mohrrüben und Wicken. Es stand alles ganz gut. Alle hofften für dieses Jahr auf eine gute Mittelernte. Der Bauer war sehr zufrieden mit der guten und schnellen Arbeit des Traktors. Da ein

Traktor für einen Bauer zu teuer ist, vereinigt sich gewöhnlich eine Anzahl von Bauern zum Ankauf des Traktors, der dann bei jedem eine bestimmte Anzahl von Stunden arbeitet.

Der nächste Tag brachte die vierzig Werst lange Fahrt von Alexandrowka über das deutsche Dorf Krasnojarka und ein russisches Dorf nach Pobotschnoje, dem letzten deutschen Dorf in dieser Gegend. Erst viel weiter südlich, bei Akmolinsk, sind wieder deutsche Dörfer zu finden. An der Strecke von Alexandrowka nach Pobotschnoje traten die Birkenhaine immer weiter auseinander. Am Dorfrand von Pobotschnoje war der letzte Birkenhain und rings herum offene Steppe. Hier war also die Waldsteppe zu Ende. Unterwegs begegnete ich einer großen Kirgisenkarawane, die in drei Wagenzügen Butter in Fässern den 500 Kilometer langen Weg von Akmolinsk nach Omsk beförderte. Es gehört eine wahrhaft kirgisische Geduld zu einer solchen Fahrt. Zwei Wagenzüge waren mit Kamelen bespannt, einer mit Ochsen. Noch lange nachdem die ganze Karawane hinter dem nördlichen Horizont verschwunden war, sah man die große Staubwolke, die sie verursachte. Die Kirgisen werden von den deutschen Bauern Sibiriens „Tratter“ genannt. Pobotschnoje ist das zweitgrößte deutsche Dorf des Omsker Okrugs und ist 1906 gegründet worden; seine Einwohner kamen von der Wolga.

In Pobotschnoje wohnte ich bei einem alten Bauern, der nicht schreiben, aber wenigstens lesen konnte und der sich die „Welt-Post“ hielt, eine von Wolgadeutschen in Lincoln in den Vereinigten Staaten von Amerika in deutscher Sprache herausgegebene Zeitung. Die meisten deutschen Bauern in Sibirien halten sich gar keine Zeitung; einige lesen das in Nowo Sibirsk erscheinende bolschewistische Blättchen „Der Landmann“. Der alte Bauer, bei dem ich wohnte, wurde „Papa Wittig“ genannt. Er fuhr mich am 27. August den weiten Weg bis zu dem großen salzigen Steppensee Teke im Süden und nach Pobotschnoje zurück, wo wir um drei Uhr nachts bei Mondschein wieder ankamen und am nächsten Tag über fünf kleinrussische Dörfer und einige Kirgisenansiedlungen nach Prischib weiterfuhren.

Prischib ist ein kleines lutherisches deutsches Dorf und hieß früher Romanowka. Es wird auch jetzt noch vielfach so genannt. Seine Einwohner stammen aus Südrußland (Gouv. Cherson), nur der Bauer, bei dem ich wohnte, war aus Wolhynien hierher gekommen. Auch in Prischib konnte ich der Gemeindeversammlung beiwohnen. Nur zwei Werst von Prischib entfernt liegt das deutsche Dörfchen Silberfeld (Serebropolje) und weiter im Nordosten das katholische deutsche Dorf Grünfeld (Selenopolje).

Am 30. August fuhr ich mit einem mit Ochsen bespannten Wagen, der Holz aus Omsk holen wollte, in sehr langsamer dreizehnstündiger Fahrt durch die mir schon wohlbekannte Landschaft von Äckern und Birkenhainen nach dem 1895 gegründeten deutschen Dorf Nowinka. Die Einwohner Nowinkas kamen von der Wolga, und man sieht in Nowinka sehr schöne große Holzhäuser mit schön geschnitzten Hoftoren, wie sie die Deutschen an der Wolga haben. Auch hat Nowinka einen besonders großen künstlich gegrabenen Dorfteich. In Nowinka war die Ernte in vollem Gange, und man war schon beim Dreschen mit einer Dreschmaschine österreichischer Herkunft. Die Lokomotive, die die Dreschmaschine antrieb, wurde mit Stroh geheizt. Diese Maschine arbeitete Tag für Tag für Leute aus verschiedenen Dörfern.

Die Lutheraner des Omsker Okrugs hatten drei Jahre lang keinen Pfarrer gehabt. Jetzt endlich war einer aus dem europäischen Rußland unterwegs. Da traf in Nowinka die Nachricht ein, daß der neue Pfarrer in Tara ermordet worden sei. Diese Nachricht wurde später bestätigt.¹

Bei den Deutschen Sibiriens herrscht sowoh an Geistlichen als auch an Lehrern großer Mangel. Wirtschaftlich bessert sich ihre Lage langsam seit 1924, aber sie haben noch nicht den großen Wohlstand wieder erreicht, in dem sie vor dem Kriege lebten.

Am 31. August reiste ich von Nowinka über Schilling nach Kulomsino. Dort erblickte ich in der abendlichen Dunkelheit auf der anderen Seite des gewaltigen Stromes Irtysh die Lichter der Großstadt Omsk.

2. In den deutschen Dörfern bei Pawlodar und Slawgorod

Vom Abend des 6. September bis zum Morgen des 9. September trug mich der große Dampfer

¹Genauerer in: „Die evangelische Diaspora, insbesondere des Auslanddeutschtums“, Zeitschrift des Gustav Adolf-Vereins, IX. Jahrg., Heft 2, Mai 1927. Aufsatz: „Pastor Schultz und sein Zeugentod in Sibirien“.

„Pjatyj Oktjabr“ („5. Oktober“) den Irtytsch aufwärts, von Omsk nach Pawlodar. So schön wie die Fahrt auf der Wolga, die ich Anfang August gemacht hatte, war diese Irtytschfahrt nicht, aber doch machte der große Strom einen starken und unvergeßlichen Eindruck auf mich. Schon auf dem Dampfer traf ich einen deutschen Kolonisten aus der Gegend von Pawlodar, mit dem ich mich viel unterhielt. In Pawlodar hielt ich mich einige Tage auf. In diesem dorfähnlichen Städtchen von 18 400 Einwohnern (am 1. Januar 1925) leben 285 Deutsche. Oft kommen deutsche Bauern aus den umliegenden Dörfern in die Stadt.

Obwohl es zwischen Pawlodar und Slawgorod eine Eisenbahnverbindung gibt, entschloß ich mich, mit Bauernwagen nach Slawgorod zu fahren. Deutsche Bauern, die in ihr Dorf zurückkehren wollten, nahmen mich mit. Nachmittags begann die Fahrt über die gänzlich baumlose Steppe Kulunda. Es ging an einigen Seen mit schneeweißer Salzkruste vorbei. In einem großen Russendorf wurde übernachtet. In der Frühe des nächsten Tages ging es über das deutsche Mennonitendorf Rosowka und zwei Russendörfer weiter nach Nadarowka, einem deutschen mennonitischen Dorf, das 1907 gegründet wurde. Schon von weitem bietet ein Mennonitendorf einen ganz anderen Anblick als jedes andere Dorf. Es sieht aus wie ein kleiner Wald oder ein Birkenhain mit einem scharfen Einschnitt in der Mitte. Dieser Einschnitt ist die Dorfstraße. Bei der Einfahrt in das Dorf hat man die breite gerade Dorfstraße vor sich, die auf beiden Seiten mit mehreren Reihen von hohen Espen besetzt ist, hinter denen sich die oft recht stattlichen Häuser der meist wohlhabenden Mennoniten verbergen. Meistens sind die Häuser aus Holz, manche aus Lehm und weiß getüncht. Die Mennoniten, die meist aus Südrußland nach Sibirien eingewandert sind, sprechen alle plattdeutsch. Weil sie wohlhabender sind als die Angehörigen der anderen Bekenntnisse, haben sie sehr hohe Steuern zu bezahlen. Besteuert wird vor allem die Saatfläche und die Anzahl des Viehs. Die Mennoniten sind Meister des Gartenbaus. Sie haben große Gemüsegärten und große, sehr schöne Blumengärten. In Nadarowka gab es elektrische Beleuchtung. Dort bestand auch bei einer Anzahl von Bauern die feste Absicht, nach Mexiko auszuwandern. In allen Mennonitendörfern, die ich kennen lernte, herrschte starke Neigung zur Auswanderung. Die Bauern klagten über die hohen Steuern und das ungünstige Klima, doch war zweifellos der Hauptgrund der Unzufriedenheit religiöser Natur. Die Mennoniten wollen nicht, daß der neu angestellte Dorflehrer in der Schule gegen die Religion wirkt und daß ihre Söhne in die Armee eingestellt werden. Ihre Religion verbietet ihnen jeglichen Waffendienst. Sie brauchten deshalb während des Weltkrieges nicht an der Front zu kämpfen, sondern wurden zu Arbeiten hinter der Front und zur Beaufsichtigung von Gefangenen angestellt. Mexiko als Ziel der Auswanderung fand ich nur in Nadarowka; sonst war überall Kanada das ersehnte Ziel. Jedoch ist die Ausreiseerlaubnis schwer zu erlangen und das Ausreisevisum sehr teuer. Manche Mennoniten, die schon Haus und Hof verkauft haben, müssen in der Stadt monatelang mit ihrer vielköpfigen Familie auf die Ausreiseerlaubnis warten und verbrauchen inzwischen ihre Mittel.

Von Nadarowka aus reiste ich an dem, wie ich hörte, recht verarmten Mennonitendorf Miloradowka vorbei und durch die mennonitischen Dörfer Reinfeld (Tschistopolje), Sabarowka und Friedensfeld (Sofiewka), sowie über ein bulgarisches und einige russische Dörfer nach Slawgorod. Slawgorod liegt mitten in der Steppe Kulunda und ist neben Omsk das wichtigste Zentrum des Deutschtums in Sibirien. Von seinen 12 850 Einwohnern sind 2200 Deutsche. Slawgorod hat wahrscheinlich eine ziemlich bedeutende Zukunft, denn es wächst rasch. Es ist erst 1912 gegründet worden.

Von Slawgorod aus ging die Reise über mehrere russische Dörfer nach dem Mennonitendorf Saratow. Hier zeigte sich das anfängliche Mißtrauen, das mir in manchen deutschen Dörfern entgegengebracht wurde und überall bald einer offenen Herzlichkeit wich, besonders deutlich. Saratow hat eine Dampfmühle, die während meines dortigen Aufenthaltes vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeitete. Die Dampfmühlen der deutschen Dörfer in Sibirien sind verstaatlicht; deshalb ist der Leiter der Mühle oft ein Russe. Häufig ist auch der Dorfschreiber ein Russe. Andere Russen gibt es im allgemeinen in den deutschen Dörfern nicht. Der Gemeindevorsteher ist oft ein Kirgise, der den einzigen sicheren Schutz gegen die Viehdiebstähle der nomadischen Kirgisen bietet. Manchmal ist auch ein Kirgise als Kutscher und Knecht angestellt, und ein mennonitischer Bauer, den ich kennen lernte, lobte mir sehr die unbedingte Zuverlässigkeit seines kirgisischen Kutschers.

Von Saratow bis zum nächsten Mennonitendorf fuhr mich ein russischer Bauer, der einen deutschen Namen hatte. Er war also vielleicht deutscher Abstammung. In seinem Dorf, wo ich übernachtete, wurde ukrainischer Kiewer Dialekt gesprochen. Die Reise führte mich weit nach Süden, wo ein kleiner Bezirk von den vier Mennonitendörfern Grigorijewka, Ananjewka, Markowka und Jekaterinowka gebildet wird. Sie wurden sämtlich 1912 gegründet und sind ärmer als alle anderen Mennonitendörfer, die ich kennen lernte, weil hier der Boden allzu sandig ist. Die Landschaft kann man als dürrtige Hungersteppe bezeichnen. Die Häuser waren fast alle aus Lehm. Anan-jewka hatte eine kleine, aber ganz modern eingerichtete Butterfabrik. Wegen des schlechten Bodens hatten hier manche Bauern die Absicht, nach dem Amurgebiet auszuwandern. Der Bauer, bei dem ich übernachtete, erzählte außerordentlich interessant von seinen Erlebnissen als Gefangenaufseher während des Krieges.

Von hier aus ging es wieder nach Norden. Der Bauer, der mich fuhr, ließ sein ganz junges Fohlen neben dem Wagen herlaufen und schilderte mir unterwegs höchst anschaulich, wie wertvoll ihm sein Pferd und das Fohlen seien. Ich glaubte ihm gern, daß er unter Gefährdung seines Lebens im Notfall das Fohlen gegen die Wölfe verteidigen würde. Pferdeskelette und verstreute Knochen zeugten an vielen Stellen auf der Steppe von der Tätigkeit der in Westsibirien überall sehr zahlreichen Wölfe. Infolge der ungeheuren Verluste, die der Pferdebestand Rußlands und Sibiriens durch Weltkrieg, Bürgerkrieg und Hungersnot erlitten hat, sind in Sibirien die Pferde jetzt noch übermäßig teuer, sind aber für die Bauern ganz unentbehrlich. Ich kam jetzt in das katholische Dörfchen London (Terekschi), das mit dem ebenfalls katholischen Nachbardörfchen Hochheim zusammen in unmittelbarer Nähe des gewaltigen Steppensees Kulunda liegt. London ist 1912, Hochheim 1914 gegründet worden. Diese beiden Dörfer waren noch ärmer als die zuletzt besuchten mennonitischen Dörfer und hatten noch dazu in diesem Jahre eine schlechte Getreideernte; nur die Melonenernte war sehr gut. Trotz der schlechten Lage war in London ein großes Schulhaus im Bau und schon fast fertig. Alle Bauernhäuser waren aus Lehm und weiß getüncht. An der Dorfstraße standen einige Birken, vor dem Schulhaus und an jedem Dorfausgang ein Kreuz, wohl damit der böse Geist nicht von auswärts hereinkommen könne. An Stelle der fehlenden Fensterläden waren solche auf die weißen Hauswände gemalt, hier und da sogar die Schornsteine durch Bemalung verziert. Die Mehrzahl der Einwohner war aus dem Gouvernement Cherson gekommen. Der Dialekt ist bayerisch.

In London war gerade der Dorflehrer gestorben; am Tage nach meiner Ankunft wurde er beerdigt. Die Leiche war zuerst im Zimmer seines Hauses aufgebahrt; die Angehörigen knieten dabei und beteten. Neben der Leiche standen ein kleines Kruzifix und eine brennende Kerze. Es hatten sich wohl die meisten Leute aus London und Hochheim versammelt. Die einen kamen mit dem schönen großen Holzkreuz und der schwarzen Kirchenfahne singend als Prozession vom Schulhaus her, die anderen warteten beim Hause des Toten. Dann wurde der Sarg mit der Leiche herausgebracht und Gottesdienst gehalten. Nach dem Gottesdienst wurde der Sarg zum Friedhof getragen; die Leute gingen singend hinter dem Sarge her. Nach der Beerdigung wurden alle von den Angehörigen des verstorbenen Lehrers zum Totenmahle eingeladen.

Dann ging die Reise weiter; Stunde um Stunde am Ufer des von gewaltigen Mengen von Wasservögeln belebten Kulundasees entlang. Es war ein herrlicher Anblick, als abends dort, wo Wasser und Himmel den Horizont bildeten, groß und goldigrot der Mond aufging und eine goldene Bahn auf der Wasserfläche hervorzauberte. In der Frühe des nächsten Tages, nach kurzem Übernachten in Snamenka, am Nordende des Sees, kam ich aus der offenen Steppe wieder in die Waldsteppe mit ihren Birkenhainen. Unter den Dörfern, an denen ich vorbeikam, war eines vollständig verfallen und menschenleer, weil alle Einwohner ausgewandert waren. Ich gelangte nun in das katholische deutsche Dorf Alexanderheim (Kruglenkij), das ebenso wie das benachbarte katholische Dorf Blumental (Malyschewka) 1908 gegründet wurde. Ich war damit am Ostende eines von vierzig deutschen Dörfern besiedelten Gebietes angelangt, das nordöstlich von Slawgorod liegt und das ich jetzt in westlicher Richtung durchfahren wollte. Eines dieser Dörfer, Sholtenka, ist schon 1890 gegründet worden. Es ist von Katholiken und Lutheranern bewohnt. Alle anderen Dörfer wurden in den Jahren 1907—1909 unter Leitung von Jakob Abramowitsch Reimer gegründet, der vorher im Gouvernement Cherson gelebt hatte. Die überwiegende Mehrzahl dieser Dörfer ist

mennonitisch. Jetzt soll hier der deutsche Rayon Halbstadt gebildet werden. Alexanderheim war nicht so arm wie London und Hochheim, denn hier in der Waldsteppe gibt es ja wieder Schwarzerde. Der Bauer, bei dem ich übernachtete, hatte sogar ein gutes Holzhaus mit grünem Blechdach. Der Flur des Hauses hatte mit einem bunten Muster bemalte Wände. Die Weiblichkeit hatte diese künstlerische Arbeit ausgeführt.

Von Alexanderheim fuhr ich in einem sehr guten Wagen, wie ihn nur ein reicher Bauer besitzen kann, über das Mennonitendorf Schönwiese (Dechtjarka) nach dem großen Mennonitendorf Orlow. Orlow zeichnete sich vor allen anderen Dörfern dadurch aus, daß es ein Krankenhaus besaß, das allerdings augenblicklich, wie es schien, geschlossen war. In Orlow lebte unter den Deutschen eine kleinrussische Familie zur Bedienung des sehr tiefen Gemeindebrunnens und ein weiterer Russe als Gemeindegärtner. Aus dem Gemeindebrunnen wurde andauernd mit Hilfe eines Pferdes Wasser zutage gefördert und in einen sehr großen Trog gegossen, aus dem sich die Leute dann ihr Wasser holten. Eigenartig war mir, zu bemerken, wie schwer sich Katholiken und Mennoniten verständigen konnten; ganz ohne Zuhilfenahme des Russischen ging es nicht.

Ich lernte schließlich noch die mennonitischen Dörfer Schönsee, Nikolaidorf, Tschernjowka, Alexandrowka, Ebenfeld, Gnadenheim und Halbstadt kennen. Alle sahen so aus wie jedes andere mennonitische Dorf: wie ein von einer breiten Straße durchschnittener Birkenhain. Alexandrowka war recht wohlhabend und hatte eine Dampfmühle. Der reichste Bauer zeigte mir seine sehr große Wirtschaft. Er hatte viel verloren, aber auch schon wieder viel neu erarbeitet. In Ebenfeld erlebte ich eine Gemeindeversammlung, in der von Russen aus Omsk Vorschläge für eine landwirtschaftliche Ausstellung in Snamenka vorgelegt wurden; die Bauern waren jedoch sehr zurückhaltend. In Gnadenheim hatte ein wohlhabender Bauer amerikanischen Ahorn in seinem Garten; er war sehr stolz darauf. In Halbstadt, dem künftigen Rayonszentrum, wurde ich mit größtem Mißtrauen aufgenommen; man schickte mich zur Mühle, wo ich übernachten könne. Es war eine sehr große Dampfmühle, aus Steinen gebaut. Der Leiter war ein Russe, der einen ganz gemütlichen Eindruck machte.

In der Frühe des nächsten Tages, es war der 26. September, fuhr ich von Halbstadt ab und über die deutschen Dörfer Alexanderkron, Sholtenka, Karatal und über zwei russische Dörfer nach Slawgorod, wo ich nachmittags ankam.

3. Reise zu den Deutschen von Rubzowka und Semipalafinsk

Im November 1926 unternahm ich eine Reise in das Altaigebirge, wo es nur wenige vereinzelte Deutsche gibt und kam dann am 23. November früh nach Barnaul, das ebenso wie Omsk und Irkutsk eine deutsche Kirche hat. Am 24. November brauste ein furchtbarer Schneesturm über die Stadt hin. Wie man mir sagte, war am 21. November ein noch stärkerer gewesen. Den ganzen Tag über heulte und dröhnte der Sturm und trieb den pulverartig feinen Schnee in wagrechter Richtung über den Erdboden hin. Am 25. November wollte ich nachmittags von Barnaul abfahren; der Zug kam aber erst abends an und fuhr erst am 26. November abends acht Uhr ab. Diese außerordentliche Verspätung hatte ihren Grund in den großen Schneeverwehungen. Man mußte so lange warten und sich in Geduld fassen. Am 27. November kam ich mittags in Rubzowka an, dem Hauptort des gleichnamigen Okrugs. Der Okrug Rubzowka hat nur drei deutsche Dörfer: Blumental, Saratow und Samarka. Der große Schneesturm hatte hier fünf Tage lang gewütet und einer Anzahl von Menschen das Leben gekostet.

Von Rubzowka aus fuhr ich in einem kleinen Schlitten einen ganzen Tag lang bei eisigem Wind über die offene Steppe. Ich kam durch fünf russische Dörfer und gegen Abend kam ich in dem lutherischen deutschen Dorf Saratow an. Der Wind jagte den lockeren Schnee über die Steppe hin, obwohl es nicht schneite. Entgegenkommende Schlitten tauchten wie aus dichtem Nebel vor einem auf. Nachmittags ließ der Wind nach, der Schnee legte sich, und fern am Horizont leuchteten die westlichen Berge des Altai im Sonnenlicht. Saratow wurde 1907 gegründet; alle Einwohner kamen aus dem Gouvernement Saratow hierher. Sie sprechen schwäbischen Dialekt. Die erste Frage, die an mich gerichtet wurde, war die Frage, ob ich der Lehrer sei. Dieses Dorf wartete wie so viele andere schon lange auf den neuen Lehrer. Die Ernte war hier in diesem Jahr ganz besonders gut gewesen. In Saratow hatten alle Bauern ihre Höfe überdeckt, um sie gegen Wind und Schnee zu schützen. Ich

übernachtete bei einem Bauern, der nicht religiös gesinnt war. Er besaß ein sehr umfangreiches Buch in deutscher Sprache, das hauptsächlich die Geologie, Tiere und Pflanzen der Vorwelt behandelte; es war schon recht alt. Aus diesem in den deutschen sibirischen Dörfern einzigartigen Buch bezog er alle seine Kenntnisse und materialistischen Anschauungen. Er war ein recht aufgeweckter Mensch, der viel zu erzählen wußte.

Den ganzen nächsten Tag über saß ich wieder im Schlitten. Es war sonnig und kalt. Es ging aber langsam voran, da der Schnee sehr tief war. Einmal mußte ich eine lange Strecke zu Fuß gehen, da es sonst für das Pferd zu schwer war. Die ganze Zeit über hatte ich herrliche Fernsicht. In einem großen Russendorf wurde übernachtet. Das Brot mußte man erst in Stücken im Ofen auftauen lassen, ehe man es essen konnte. Am nächsten Tag ging es früh weiter und über einige große russische Dörfer nach dem großen lutherischen deutschen Dorf Dönhof (Sa-marka). Dieses Dorf liegt nicht mehr in der ebenen Steppe, sondern zwischen niedrigen kahlen Bergen. Die Fahrt ging jetzt besser, denn die Schlittenbahn war hier schon mehr eingefahren. Ich begegnete langen Zügen von Bauernschlitten, die Getreide zur Bahn fuhren. Dönhof gehört noch zum Okrug Rubzowka, während die südlich und südwestlich davon liegenden deutschen Dörfer schon zum Gouvernement Semipalatinsk des Kirgisengebietes gehören. Mit einer Ausnahme sind diese Dörfer lutherisch, und Dönhof ist von diesen lutherischen Dörfern das größte, nur das katholische Dorf Marienburg ist größer. Dönhof wurde 1899 gegründet; die Einwohner kamen aus den Gouvernements Samara und Saratow. Ich sah hier einige bunt bemalte Hauswände; in anderen lutherischen Dörfern Sibiriens habe ich dergleichen nicht gesehen. Abends fuhr ich nach dem benachbarten deutschen Dorf Orłowskoje hinüber, das 1909 gegründet wurde. Die Ansiedler kamen aus dem deutschen Wolgagebiet. In Orłowskoje wurde mir am nächsten Tag eine alte Ölmühle gezeigt, in der Speiseöl und Öl zum Polieren der Möbel gewonnen wurde. Die Überreste der ausgepreßten Körner dienten als Viehfutter. In der Mühle war es zum Photographieren fast zu dunkel. Die Leute machten, um mehr Licht hereinzulassen, ein Loch in das dünne Strohdach der Mühle; es half aber nur wenig. An der Stelle, wo 1909 das Dorf Orłowskoje gegründet wurde, wohnten schon seit 1893 einige deutsche Familien auf gepachtetem Land. Wie in den meisten deutschen Dörfern war auch in Orłowskoje der Dorfvorsteher ein besonders armer und junger Bauer, weil sich die am wenigsten wohlhabenden Bauern verhältnismäßig am besten mit dem neuen System vertragen können.

Von Orłowskoje aus trug mich der Schlitten nach der Eisenbahnstation Aul. Kurz vor der Station durchquerten wir einen Streifen Nadelwald, der sich auf sandigem Boden viele Kilometer lang, aber in geringer Breite durch die Steppe zieht. Hier fand meine Reise durch die deutschen Dörfer ihr Ende.

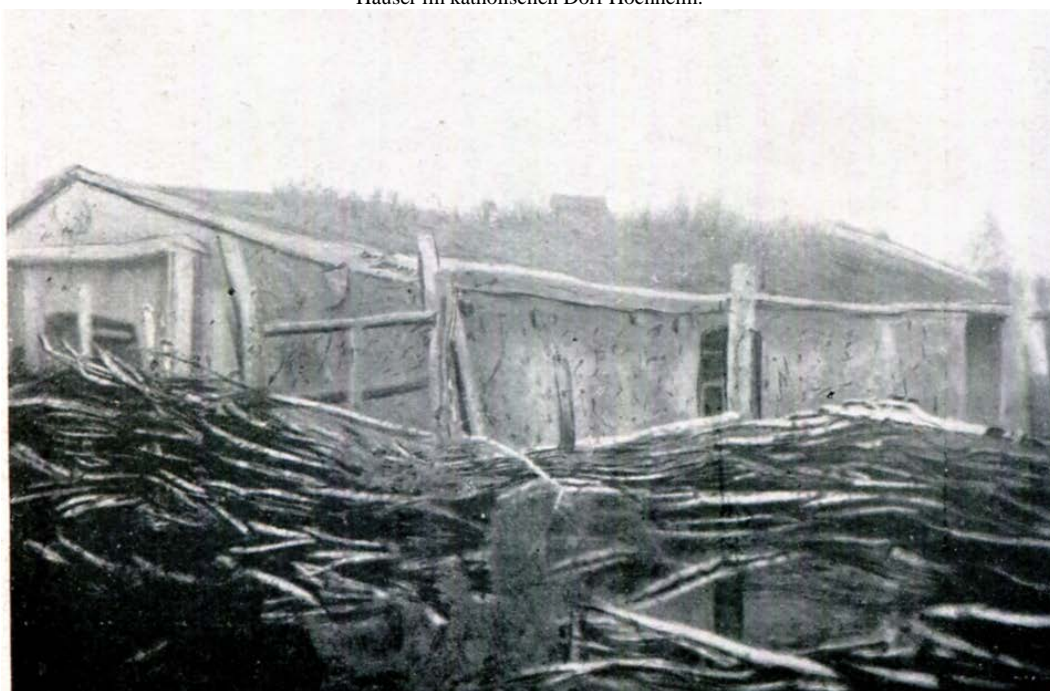
Deutsche Bauern in Sibirien.



„Papa Wittig“ und seine Frau.



Häuser im katholischen Dorf Hochheim.



Armes deutsches Bauernhaus mit geflochtenem Zaun.



Grosses Bauernhaus in Orlow.